

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	36 (1960-1961)
Heft:	11
Artikel:	Das Gspüri : Erfahrungen eines Polizeimannes mit dem "sechsten Sinn"
Autor:	[s.n.]
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1074267

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Gspüri

Erfahrungen eines Polizeimannes
mit dem «sechsten Sinn»

von ***

Es gibt in der Laufbahn jedes Polizeimannes Fälle, die, verharzt oder verfahren, scheinbar auf dem toten Punkt angelangt sind und dann durch eine Art Eingebung plötzlich die gesuchte Aufklärung finden. Man wird öfters durch etwas wie eine innere Stimme zu einem Verhalten bestimmt, das im völligen Gegensatz zu dem steht, was man eigentlich zu tun beabsichtigt, und das dann unmittelbar zur Verhaftung eines Verbrechers führen kann. Es findet dabei so etwas wie eine innere Verbindung zwischen Polizist und Delinquenten statt, eine Erscheinung, die man landläufig als «Gspüri» bezeichnet.

Bei der Aufklärung von Kriminalfällen werden immer nur die technischen Hilfsmittel der



Polizei hervorgehoben: Daktyloskopie (Fingerabdruckverfahren), Funk, Mikroanalysen und wie sie alle heißen; aber von einem wichtigsten Hilfsmittel des Fahnders, eben dem «Gspüri» spricht man nie. Und doch gibt es wie gesagt, nicht wenig Kriminalfälle, die ausschließlich auf diesem Weg gelöst werden. Beide, Polizist und Verbrecher, beschäftigen sich in Gedanken intensiv miteinander. Der Verbrecher strahlt sein schlechtes Gewissen und die Angst vor der Hermandad förmlich aus. Nicht unbedingt im Hinblick auf einen bestimmten Beamten, aber irgend ein solcher befaßt sich gedanklich gerade mehr als die andern eben mit diesem Rechtsbrecher. Sein Gehirn ist sozusagen auf «Empfang» eingestellt – und gelegentlich kommt dann wirklich eine Verbindung zustande.

Derartige Vorgänge erlebt übrigens so ziemlich jeder Mensch von Zeit zu Zeit. Manche Polizisten haben ein besonders ausgesprochenes «Gspüri». Etwas alltägliches allerdings ist es natürlich auch bei ihnen nicht, sonst gäbe es schon lange keine Verbrecher mehr. Ich habe aber im Laufe meiner Dienstjahre persönlich und bei manchen Kollegen immer wieder Fälle festgestellt, bei denen dieses «Gspüri» mitgespielt hat. Einige der verblüffendsten Vorkommnisse werde ich hier erzählen. Dabei muß ich erwähnen, daß man das Erstaunliche an diesen Begebenheiten oft erst nachträglich erkennt.

Zu spät

Ein an sich unbedeutender Fall wird mir zeitlebens in Erinnerung bleiben. Er bedeutete für mich eine Blamage, über die ich lange nicht hinweggekommen bin. Heute lache ich über die Sache und kann sie ruhig erzählen; sie ist ziemlich verjährt. Das war so: Eine Dirne stand im Verdacht, einen neuen Mantel gestohlen zu haben. Sie wurde verhaftet und – konnte ein Alibi erbringen. Sie machte mich auf eine ihrer auswärtigen «Konkurrentinnen» aufmerksam, die ihr wie ein Ei dem andern gleiche und mit der sie schon öfters verwechselt worden sei. Diese wohne zeitweilig mit ihrem Freund bei einer Frau Moser an der Hauptstraße 32.

Mit Kollege Glaser zusammen, stattete ich Frau Moser einen Besuch ab. Die Frau erklärte, ihr Untermieter sei Artist und arbeite im Café «Montblanc», einem Tingeltangel-Lokal, mit seiner Truppe. Er komme nun schon

das viertemal und wohne jeweils rund einen Monat bei ihr. Das heißt, solange sein Vertrag bestehe. Er verdiene anscheinend gut, zahle pünktlich die Miete und sei sonst recht. Seine Freundin sei momentan bei ihm im Zimmer.

Wir begaben uns nach oben. Er lag mit einer Frauensperson, die uns bestens bekannt war, im Bett. Die «Dame» war bloß seine «Vizefreundin». Er konnte sich auf seinen Namen ausweisen.

Schon bei den ersten Worten, die wir mit dem Manne sprachen, überkam mich das ganz bestimmte Gefühl, daß mit ihm etwas nicht in Ordnung sei. Mit allen möglichen Fragen versuchte ich ihn «aufs Glatteis» zu locken. Er reagierte nicht im geringsten. Seine richtige Freundin, die wir suchten, komme erst andernfalls. Er werde ihr ausrichten, uns im Büro aufzusuchen. Der Mann war äußerlich scheinbar ruhig und verhielt sich vollkommen normal. Trotz allem wischte das bekannte Gefühl, das sich bei mir eingeschaltet hatte, keinen Moment. Bei diesem Artisten mußte eine starke innere Erregung vorhanden sein, die ich fast gegenständlich fühlte. Ein offensichtlicher Grund, ihn mitzunehmen, lag nicht vor.

Glaser drängte daher zum Aufbruch: «Da „Glesu“ schynt allright z sy! – chum mir göh!» raunte er mir zu. Widerstrebd gab ich schließlich nach. Glaser merkte die Unruhe.

«Was hesch? – Bisch närvös?» –

«Die Sach gfällt mer gar nüt!» – erklärte ich und schlug vor, unverzüglich in der Registratur nachzuschlagen, ob gegen den Mann nichts vorliege. Gerade trafen wir auf Kollege Banz, der ebenfalls im Begriffe war, das Register in anderer Sache zu konsultieren. Er übernahm daher gleich meine Aufgabe und traf mich eine Viertelstunde später mit Glaser bei einem Kaffee.

«Eue Artist het nüt!» beschwichtigte er mich sofort auf meine gespannte Miene hin.

«Nid usgschriebe?»

«Nei, nid emal e Charta het er!»

Merkwürdigerweise wollte aber die Unruhe, die sich in mir seit der Kontrolle festgesetzt hatte, nicht weichen. Ich verabschiedete mich plötzlich etwas «mutz» von meinen Kameraden, die mir erstaunt nachblickten. Auf dem schnellsten Weg begab ich mich persönlich in die Registratur, um mich zu vergewissern. Ich schlug eine Karte nach der andern nach, bis zum betreffenden Namen.

Nichts! – Enttäuscht wollte ich aufgeben.

Dann drehte ich mit einem plötzlichen Entschluß noch die nächste Karte um und – traute meinen Augen nicht. Unser Artist war sechsmal steckbrieflich ausgeschrieben. Unter einem zweiten Vornamen allerdings, aber jede Ausschreibung war ein Verhaftungsbefehl! – Banz hatte sich täuschen lassen.

Nun rannte ich zu Glaser zurück, der noch mit Banz zusammensaß. Auf meine Neugigkeit hin erbleichten sie beide bis unter die Haarwurzeln.

«Du bisch nid gschyd!»

«Hopp! – Los!»

Wir drängten, pufften und stießen uns nur so durch die Fußgängermasse, bis wir an der Hauptgasse 32 waren.

«Grobian! – chönnet dir nid uppasst! – hee, hee!» – tönte es mehrmals hinter uns her. Es hatte nichts genützt. Das «Nest» war leer! – Nein, es war nicht leer, die «Vizefreundin» lag noch immer träge und faul im Bett; der Artist aber – war weg.

«Wo isch er hi?»

«Uf e Schnällzug zähni drissg!», erklärte sie unter Gähnen und Stöhnen phlegmatisch. – Den Zug erwischten wir nicht mehr. Wir kamen fünf Minuten zu spät. Am Bestimmungsort des Zuges setzten wir die Polizei in Alarm. Man erwartete ihn.

Bis heute fand man aber diesen Artisten nicht mehr. Er ist jetzt schon sechsmal steckbrieflich ausgeschrieben. Die Spur wies nach Nordafrika. Offenbar erscheint ihm dort der Boden doch noch weniger heiß als hier.

Einbrecher

Vor Jahren wurde die Stadt und Umgebung mit einer nicht endenwollenden Serie nächtlicher Einbrüche heimgesucht. Die Polizei machte Extradienst und Überwachungen. Diese dauerten von Mitternacht weg bis morgens. Ich war in einem Außenbezirk stationiert und führte den Diensthund «Nero». Aus letzterem Grunde war ich auf den nächtlichen Patrouillen mit dem vierbeinigen Kameraden stets allein.

Um gewissermaßen das Quartier ständig unter Kontrolle zu haben, fuhr ich mit dem Velo. Der Hund trabte nebenher. Es ging schon stark gegen Morgen und der Zeit zu, da Einbrecher von ihren «Fischzügen» heimzukehren pflegen. Hellwach radelte ich von der nördlichen Landstraße zur südlichen hinüber. Dabei führte

mich der Weg quer durch das Quartier. «Nero» trabte etwas voraus. Da überkam mich plötzlich ein ganz eigenümliches Gefühl. Ein unbestimmter Zwang, ein unsichtbarer Magnet veranlaßte mich, den eingeschlagenen Weg, den ich mir wohl überlegt hatte, sofort aufzugeben und umzukehren.

«Pft!» – Auch «Nero» «drehte bei». Ich fuhr die gleiche Strecke, die ich gekommen war, in beschleunigtem Tempo ein Stück weit zurück, bis zur Kreuzung, bog dort in die Brunnenstraße und kurz darauf links in die Dorfstraße ein. Dieses Manöver führte ich – wie ich mir nachher überlegte – fast unbewußt, ohne Überlegung aus. Gerade verlangsamte ich das Tempo wieder, als mir unvermittelt drei Radfahrer ohne Licht aus dem Dunkel entgegenfuhrten. Der vorderste hatte etwa zehn Meter Vorsprung auf die andern und führte einen vollen Sack auf dem Gepäckträger mit. Die zwei andern fuhren leicht gestaffelt. Einer hatte eine große Ölkanne und der andere ebenfalls einen vollen Sack auf dem Velo. Weil ich Zivil trug, hatten mich die Radler nicht als Polizisten erkannt. Ich fuhr den dreien nach und gab mich dem hintersten zu erkennen. Während ich mit diesem sprach, roch der vorderste Lunte und versuchte sich durch schnellere Gangart abzusetzen. Da der von mir Angesprochene keine glaubwürdige Antwort auf meine Fragen gab, war mir klar: Diebe oder Einbrecher! Den vorne Fliehenden schätzte ich als den Anführer ein und nahm deshalb dessen Verfolgung auf.

«Nero! – faß Mann!»

Auf diese Gelegenheit hatte der Hund schon lange gewartet. Er winselte vor Aufregung, als er wie ein Pfeil davonschoß. Kurz darauf stellte er den Boss. Er mußte notgedrungen halten, sonst wäre er gestürzt.

Natürlich hatten die beiden andern Radfahrer inzwischen durch eine Seitengasse, Richtung Wald, Reißaus genommen. «Besser zwei Spatzen auf dem Dach, aber die Taube in der Hand» – dachte ich und begleitete den gefangenen Häuptling des Trios nach dem Posten. Er gab dort zu, mit den beiden Kumpanen in einem nahen Dorf Einbrüche begangen und Lebensmittel gestohlen zu haben. Er verriet darauf auch seine Komplizen: «I ha scho lang dänkt, es sig de öppe fertig. Die sölle nume o hälfe usfrässe!»

Es war die gesuchte Einbrecherbande. Sie bestand aus vier Mann. Einer hatte diesmal zufällig pausiert.

Eine Fehlrechnung

Landjäger Mühlethaler hatte einen Zuchthäusler von der Station nach der etwa sechs Kilometer entfernten Strafanstalt zu begleiten. Zu Fuß wanderten sie gemeinsam durch den damals herrschenden stockdicken Nebel. Sie sahen keine dreißig Meter weit. Nach einer halben Stunde fing der Häftling an, sich scheinbar unter Schmerzen zu winden und zu krümmen: «Uh – i ha Ranzeweh – es verschryßt mi fasch!», stöhnte er mit verzerrtem Gesicht. Nach einigen Schritten stand er still und stellte fest: «I sött unbedingt d Hose chehre!»

Mühlethaler begab sich mit dem Burschen etwas abseits. Dieser tat, als ob er hinter einem Busch ein geeignetes Plätzchen suche, trat einige Schritte beiseite – und – weg war er. Ta da – ta da – ta da, hörte der Landjäger gerade noch die letzten Schritte des Flüchtenden in Wald und Nebel verhallen.

Trotzdem er sofort nachrannte, was seine Beine herausbrachten, erwischte er ihn nicht mehr. Nun setzte eine intensive Suchaktion ein. Mühlethaler telephonierte vom nächsten Bauernhof aus nach einem Diensthund und alarmierte die umliegenden Polizeiposten. Der Hund wurde per Auto herangeführt und auf die Fährte gesetzt. Anfänglich ging es auf dieser ganz flott voran. Aber dann verlor auch er die Spur.

Erfahrungsgemäß versuchen solche Sträflinge so rasch wie möglich auf Umwegen aus der Gegend zu kommen. Daher wurde hier die Suchaktion abgebrochen. Der Mann hatte einen zu großen Vorsprung. Die Polizisten fuhren auf dem Weg zurück und Mühlethaler sann leicht deprimiert über das Donnerwetter nach, das er vom Chef zu gewärtigen hatte. Plötzlich aber «schaltete es» bei ihm. Im Gehirn nämlich. Blitzartig kam die Erleuchtung: «Der Häftling ist nach dem Bahnhof zurück und wartet dort auf einen Güterzug.» – Gedacht, gesagt, getan. Unverzüglich fuhren die Polizisten nach der Station. Dort empfing sie der Vorstand: «Dir suechet allwäg eue Arrestant?»

«Klar – und wie!»

«Dä isch da inne, dir chönnet ne hole!»

Er wies nach dem Wartsaal. Tatsächlich war der Bursche auf Umwegen zur Station zurückgekehrt, mit der Berechnung, der Vorstand werde ihn nicht wiedererkennen.

Das war eine Fehlkalkulation gewesen.

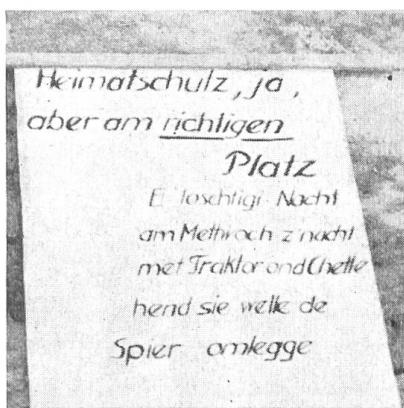
Der Häftling und der Vorstand hatten wohl

Schweizerische Baudenkmäler - abgebrochen



Sie wollten keinen Heimatschutz

Ein steinerner Getreidespeicher aus dem 13. Jahrhundert, der auch in den Kriegsakten der Schlacht bei Sempach erwähnt ist, steht im Weiler Wetzwil (Kanton Luzern) einer neu zu bauenden Strasse im Wege. Heimatschutz und gleichgesinnte Organisationen setzten sich nun für die Erhaltung dieses historisch wertvollen Bauwerkes ein; und es wurde daher beschlossen, die Linienführung der Strasse ein wenig zu verlegen. Damit waren aber offenbar nicht alle Leute einverstanden. Nächtlicherweise griffen sie zur Selbsthilfe und richteten an dem Speicher (wie unser Bild zeigt) arge Zerstörungen an.



Der Anschlag,
mit dem sich
die Vandalen
brüsteten

intensiv an den Landjäger gedacht. Allerdings nicht beide im gleichen Sinne.

Der Anfänger

In eine provisorische Geschäftsbaracke war eingebrochen worden. Die Täterschaft wurde nicht ermittelt. Ich traute dem Landfrieden nicht recht, denn das Einbruchsobjekt lag exponiert und lud Einbrecher direkt zum Besuch ein. Dieser Umstand führte dazu, daß ich gedanklich stark mit dieser Sache beschäftigt war.

Rund zwei Monate nach dem Einbruch ver- sah ich mit «Nero» Nachtdienst. Etwas nach Mitternacht kontrollierte ich auf der entgegen- gesetzten Seite des Quartiers einen verdächtigen Radfahrer. Bei dieser Beschäftigung über- kam mich plötzlich eine innere Unruhe. Die Baracke kam mir in den Sinn, fast visionär. Sofort brach ich die Kontrolle ab und fuhr mit meinem Velo auf dem kürzesten Weg zu der Baracke hinüber. In der Nähe hörte ich einen Lärm, als ob jemand mit Metall auf Metall schläge. Im Innern dieses Gebäudes war alles dunkel und still, als ich dort ankam. Fenster und Türen waren verschlossen.

Plötzlich ging der komische Lärm wieder los. Kein Zweifel: Er kam aus der Baracke. Also doch! – Einbrecher! – Wieder verstummte der Krach. Ich wartete eine Weile an der Ecke. Da ging langsam die Seitentüre auf. Ein Mann sah sich vorsichtig um. Nun gewahrte er mich. Ein Sprung um die Ecke: – «Nero, faß!» – Drüben an der Straße gab es ein Mordsgeschrei: Der Hund hatte ihn gefaßt. Ein blutjunger Bur- sche. Es war sein erster Einbruch. Leider war es nicht auch zugleich der letzte.

Die Venus im Schrank

Der Mordversuch Burgmann gab verschiedene Probleme zu lösen. Der Anstifter befand sich in Haft, aber dessen Geliebte, die Haupttäte- rin, hatte sich vor der Verhaftung davonma- chen können. Sie war festgestellter Weise nach Paris geflüchtet und dort im Hotel «Bona- parte» abgestiegen. Aber als sie festgenom- men werden sollte, war sie bereits wieder weg. Sie blieb verschwunden.

Eines morgens wurden hier durch meinen Kollegen Kohler, bei einer Frau Burger, einer Bekannten der Täterin, Erhebungen angestellt.

Ich befand mich gerade in der Kaserne am Rapport. Plötzlich kam mir so eindrücklich der Einfall, die Täterin müsse sich bei Frau Burger versteckt halten, daß ich unverzüglich das Rapportzimmer verließ und am nächsten Apparat mit dem Polizeiposten, der sich nahe der Wohnung Burger befindet, die Verbindung aufnahm und dort den Auftrag erteilte, Kollege Kohler auszurichten, die Wohnung Burger sofort nach der Täterin zu durchsuchen.

Kohler, der seine Erhebungen bei Frau Burger abgeschlossen und die Wohnung verlassen hatte, ging zurück und führte den Auftrag aus. In einem Zimmer war auf einem Gestell ein Haufen Bettzeug aufgeschichtet. Er entfernte es und traf auf eine Tür, die unter das Dach in eine Art Lukarne führte, welche als Gerümpelkammer diente. Er überkletterte die Hindernisse und kam zu einem alten Schrank. Als er ihn öffnete, fand er darin zusammengekauert die Täterin. Weil sie durch das unverhoffte Erscheinen der Polizei keine Zeit mehr gehabt hatte, sich anzuziehen, war sie im Evaskostüm, nackt bis auf einen durchsichtigen Nylon-Unterrock.

Der Einfall war hier umso erstaunlicher, als kein Mensch auch nur die leiseste Ahnung hatte, daß sich die Täterin überhaupt in der Schweiz befand. Am wenigsten vermutete man sie gerade in der Stadt, wo sie die Tat begangen hatte und wo alles sie kannte und suchte.

Der Spitaldieb

Seit einigen Monaten war ein Spital-Einstiege- dieb am Werk. Jede Woche ein- bis zweimal suchte er die Zimmer von Krankenschwestern und Ärzten heim und nie zeigte sich eine Spur des Täters. Alles mögliche wurde unternom- men, um seiner habhaft zu werden. Eines abends wurde er dann doch im Zimmer eines Arztes von der Portiersfrau überrascht, als er gerade einen Schrank nach Geld durchsuchte. Der Mann flüchtete durchs Fenster.

Anhand des Signalementes und der Arbeits- weise kam man schließlich auf die Person des Täters. Ich trug sein Bild in der Tasche. Es war wenige Tage nach diesem letzten Einstiegediebstahl. Gerade hatte ich das Mittagessen beendet und dachte an diesen Einbrecher. Auf einmal konnte ich nicht mehr ruhig bleiben, nahm das Velo und fuhr – eine halbe Stunde früher als sonst – in die Stadt. Ich spürte irgendwie mit einer absoluten Sicherheit die Ge-

genwart dieses Mannes. Je mehr ich mich dem Stadtzentrum näherte, desto stärker wurde die Überzeugung, daß ich ihm im nächsten Moment begegnen würde. Langsam fuhr ich über den großen Platz, musterte den Fußgängerstrom, der mir entgegenkam und – da sah ich ihn. Ein Sprung vom Rad – kehrt, Velo hinge stellt, unauffällig nachgegangen, war eins. Er stand im Begriffe, ein Café zu betreten, da hielt ich ihn an. Es kamen sechsunddreißig Einsteigediebstähle auf seine Rechnung.

Auch in diesem Fall hatte der «sechste Sinn», das «Gspüri», mich zu einem außergewöhnlichen Verhalten bestimmt, das zum Erfolg führte.

Der «Stimme der Eingebung» gehorchen, ist wichtig

Zimmermann war dienstfrei. Als aufmerksamer Gatte begleitete er seine Frau in die Stadt zum «Schaufensterlen». Im Fußgängerstrom tauchte auf einmal ein grünes Hütchen auf, das allem Anschein nach auf einen Ausländer hindeutete. Solche sind bekanntlich in der Stadt keine Seltenheit. Dieser spezielle Ausländer aber verbreitete ein «Fluidum», das einen routinierten Fahnder wie Zimmermann unweigerlich aufreizen muß; zur Kontrolle nämlich. Zimmermann gab seiner Frau, die gerade ein unerhörtes Kleid betrachtete, einen gelinden Puff: «Du, lueg dert, dä im grüne Hüeti! – Dä gfällt mer gar nüt. – I mueß ne schnäll kontrolliere!»

Da kam er aber schön an: «Was ächt jetz, kontrolliere? – Jetz hesch frei! – U jetz lasch mer einisch ds Polizeiere la sy!»

Für diesmal ließ der gehorsame Gatte sich überreden: «Du hesch eigentlech rächt!» – und – das grüne Hütchen tauchte ungeschoren wieder unter.

Wenige Tage danach hatte Zimmermann im Amtshaus zu tun. Da sah er, wie zwei Polizisten einen Mann mit grünem Hütchen vorführten.

«Es isch ne!» stellte er sofort fest.

Dieser Ausländer war wegen diversen Verbrechen steckbrieflich ausgeschrieben und zudem noch des Landes verwiesen.

Ein anderer Fahnder war der «inneren Stimme» gefolgt. Zimmermann tut es seither – wie er versicherte – auch immer: Gattin hin oder her.

Der Spanier

Vor Jahren kam das «Millionenviertel» unserer Stadt an die Reihe. Fast jede Nacht wurde irgend eine Villa von einem gerissenen Einbrecher heimgesucht. Sogar während die Bewohner schliefen, drang er ein. Die Diebesbeute betrug schon einige zehntausend Franken. Eine mehrere Nächte hindurch angeordnete Überwachung blieb erfolglos. Eines Nachts versah Kollege Banz mit einem andern Kameraden zusammen im Büro den Pikettdienst. Gegen ein Uhr packte ihn irgendwie eine innere Unruhe und es drängte ihn, mit dem Kollegen im «Millionenviertel» eine Autopatrouille zu machen. Gesagt, getan. An einer Straße kontrollierten sie einen Passanten. Er erwies sich als harmlos. Trotzdem die Unruhe bei Banz weiter anhielt, beschloß er, gegen zwei Uhr einzurücken. Sie fuhren eben über den Sternplatz mit dem «Wasserschloß», Richtung Kaserne. Da wies Banz plötzlich auf einen kleinen, unscheinbaren Burschen, der auf der andern Seite des Platzes beim «Wasserschloß» stand.

«Dert! – Lueg dert! – Dä müesse mer ha!»

Sie wendeten und fuhren hinüber. Als der Bursche das Auto auf sich zufahren sah, machte er sich Richtung des nahen Waldes davon. Sie überholten ihn. Einer verließ links und der andere rechts den Wagen und vereiteln so die Flucht nach dem Wald. In diesem Moment gab der Bursche «Fersengeld» in der anderen Richtung. Banz holte ihn nach kurzer Verfolgung ein. Es war ein Spanier. Über siebzig Einbrüche kamen auf sein Konto.

Der Autostrolch

Man könnte diese Schilderung auch mit dem Titel «Zufall oder Intuition» versehen, trotzdem ich absolut überzeugt bin, daß es sich hier nur um die letztere handelt.

In Thun war ein «VW» gestohlen worden mit dem Polizeischild XX 238. Der Diebstahl war per Funk an sämtliche Polizeistellen durchgegeben worden. Die Polizisten, die Verkehrsdienst versahen, trugen bei Arbeitsbeginn alle diese Nummer im Notizkalender ein.

Das war auch bei Polizist Herren der Fall. Er patrouillierte in der Altstadt und war stark durch andere Sachen beansprucht, weshalb er gar keine Zeit hatte, an den gestohlenen «VW» zu denken. Beim alten Turm mußte er sich mit einem Manne beschäftigen, wobei er in eine

ziemlich lebhafte Diskussion verwickelt wurde. Während der Auseinandersetzung kam ihm urplötzlich der gestohlene Wagen in den Sinn, und zwar so stark, daß sich Herren rasch wenden und zur Straße blicken mußte. Im gleichen Moment kam zwanzig Meter vor ihm in mäsigem Tempo ein «VW» angefahren, und – Herren glaubte zu träumen – der Wagen trug die Nummer XX 238.

Ein Schritt auf die Fahrbahn – Stopzeichen – Bremsen knirschen und der Wagen hielt. Käsebleich war der junge Autostrolch, als Herren ihn aus dem Wagen holte.

Das «Gspüri» auf Gegenseitigkeit

Das beschriebene Gefühl, der «sechste Sinn», ist selbstverständlich nicht nur bei Polizisten vorhanden, sondern oft auch bei andern Leuten und eher häufig sogar bei der von der Polizei bekämpften Sorte, den Einbrechern. Diese «riechen» oft direkt die Polizei und gestellte Fallen. Ein recht bildhafter Fall war der mit dem Studenten Knoll. Fahnder Stettler «kämpfte» drei Sommer lang mit diesem um das bessere «Gspüri», bis er ihn doch endlich zur Strecke bringen konnte. Die Geschichte verlief so:

Stettler versah während der heißen Jahreszeit den Dienst als Badaufseher. Hierbei legte er ständig ein Augenmerk auf allfällige Bade-Gaderobediebe. Eines Tages lernte er den Studenten Knoll kennen. Er kam aus sehr gutem Hause, hatte überaus gute Manieren und war stets erlesen angezogen. Kaum hatte Stettler ihn kennengelernt, stellte sich bei ihm, diesem Studenten gegenüber, ein ganz sonderbares Gefühl ein.

«Dä isch nid suber» – dachte der Badaufseher für sich – «dä stiehlt!»

In der Folge beschloß er, den Burschen zu beobachten. Knoll erschien bei schönem Wetter sozusagen jeden Tag im Bad. Stettler stellte fest, daß sich der Mann öfters bei den Garderoben zu schaffen machte. Meistens unmotiviert. So verfloss der erste Sommer, ohne daß der Polizeimann Knoll in flagranti erwischte hätte.

Im zweiten Sommer tauchte Knoll neuerdings dort auf. Wieder hatte Stettler das nun zur Sicherheit angewachsene Gefühl, daß der Student kriminell war. Während er im ersten Sommer den Burschen vielleicht etwas zu offensichtlich beobachtet hatte, griff er zu einer

andern Taktik: Er versteckte sich in Kabinen unweit von den offenen Garderoben. Durch kleine Gucklöcher konnte er unbemerkt «spionieren». Knoll kam zu den Garderoben geschlendert, griff dort nach einer Hose, hier nach einem Rock und – wurde plötzlich unsicher. Er wandte sich nach allen Seiten und verließ schließlich den Platz, so wie er gekommen war. Das gleiche Manöver wiederholte sich in der Folge öfters. Und Stettler stellte fest, daß Knoll jedesmal, wenn er ihn sehr aufmerksam beobachtete, plötzlich unsicher wurde und unruhig nach der Gegend schaute, wo sich Stettler befand. Und jedesmal ließ er auch prompt von seinem Vorhaben ab und begab sich wieder auf den Rasen. Zweifellos fühlte Knoll, daß er beobachtet wurde. Sein «Gspüri» warnte ihn rechtzeitig vor Dummheiten. So verlief zwischen den beiden auch der zweite Sommer unentschieden.

Im dritten Jahr stellte sich im Bad mit Knoll auch gleich wieder das geradezu vorurteilhaft gewordene «dumme» Gefühl beim Badaufseher ein. Es wurde für Knoll zum Schicksal und beschloß jäh seine akademische Laufbahn.

Der Kampf mit dem «Gspüri» endete zwar vorerst wieder mit Remis. Eines Tages aber – Knoll spürte offenbar den Föhn – versagte sein «Empfänger». Stettler beobachtete hinter dem Fenster, wie der Bursche nun aus einer Hose ein Portemonnaie zog und es in seinen eigenen Kleidern verstautete. Darauf zog sich Knoll an und wollte mit der Beute das Bad verlassen. Als er gemächlich an Stettler vorüberschlenderte und eben salbungsvoll grüßte, winkte er ihn heran.

«Was heit dir da im Rock, Herr Knoll?» – und er zog dem vollständig verdatterten Studenten die gestohlenen Sachen aus der Brusttasche: 1:0 für Stettler.

Der Oberlicht-Spezialist

In der Stadt machte sich ein Dieb unliebsam bemerkbar, dessen Spezialität es war, durch offene Oberlichter in Geschäfte einzusteigen und die Ladenkassen zu berauben. Weil er dieses Metier schließlich zu bunt betrieb, wurde eine planmäßige Überwachung veranstaltet. Vorläufig führte sie zu nichts. Die Tatbestands-Rekonstruktionen ergaben, daß es sich beim Täter um einen ungewöhnlich schlanken und biegsamen Kerl handeln mußte. Das

Hauptaugenmerk der Fahnder richtete sich daher auf eine solche Gestalt.

Am Samstag befand ich mich mit einem Kollegen auf Patrouille. Morgens um zwei Uhr standen wir an einer Hausecke. Das Trottoir herunter kam ein einzelner Passant. Anscheinend ein «besserer Herr», sehr gut angezogen und offenbar bester Laune, denn er summte einen Schlager vor sich her. Es war ein großer, stämmiger Mann, zirka 35jährig, bei dem es sich um einen Athleten hätte handeln können. Ich beobachtete ihn, derweil er näher kam.

Auf einmal wurde ich hellwach: «Du, däm müesse mer kontrolliere!»

«Chasch dänke, i wüsst nid wieso?» konterte mein Kollege.

«Mit däm stimmt öppis nid!»

«Wär seit das?»

«Mis Gföl!» – «Das isch dr ,Oberliechtlér!»

«Jetz spinnst aber! – E söttige Ries? – Mach di nid lächerlech! – Du hesch diräkt en Ybrächermanie!»

Ich konnte mir nicht helfen, aber irgend etwas hatte bei mir «geschaltet». Ich gab nicht nach, trat hervor und hielt den Mann an: «Polizeikontrolle! ,Guten Abe!»

Er zeigte sich sehr zuvorkommend.

«Grüeßech mitenand! Was müeßt dir wüsse?»

«Heit dir Waffe uf nech?»

«Da! Lueget sälber!»

Er öffnete Mantel und Rock und breitete beide Hälften auseinander.

Ich tastete seine Taschen ab.

«Heit er en Uswys?»

Er zog Niederlassungsbewilligung und den Paß hervor.

«Josef Gutknecht, Schlosser, Langstraße 18»

«Das wär i der Ornig!»

«Süscher no öppis gfelig?»

«Was heit er für Gäld uf nech?»
«Öppe sächzäh Stütz!»

«Stütz» – hatte er gesagt, dieses Wort elektrisierte mich direkt. «Stütz» sagt meisten die Sorte Menschen bei uns, aus der sich die Verbrecher rekrutieren. Es stimmte ungefähr mit dem Geld.

Bereitwillig ließ er sich durchsuchen. Absolut nicht der leiseste Anhaltspunkt, der auf einen Einbrecher hindeutete.

«Wo chömet er jetz här?»

«Us em Dancing!»

Kein übermäßiger Geldbesitz, keine verdächtigen Werkzeuge; Ausweise und Kleider in bester Ordnung – da hatte unsere Machtfülle die Grenze erreicht.

«Nüt für unguet, dir chönnet ga! – Guet Nacht!»

«Hesch jetz gseh! – Du mit dim Ybrächerkomplex bisch wider einisch inegheit!» hänselte mein Kamerad.

«Los!» entgegnete ich, «öppis isch mit däm Guetchnächt nid i der Ornig, du chasch jetz säge was de wotsch, es chunt de scho us, wart nume!»

Am Montag ließ mich Wachtmeister Stocker auf sein Büro kommen.

«Hesch du am Samstag znacht e Guetchnächt kontrolliert?»

Ich bestätigte es: «Dä het mer übrigens gar nüt gfalle!»

«Mir gfällt er o nid grad bsunders» – erklärte Stocker – «es isch nämlech dr Oberliechtlér Ybrächer.»

Er war bei der Überwachung gefaßt worden in der letzten Nacht. Er gestand, daß er in seinem Leben noch nie solche Angst ausgestanden hätte wie in der Samstag-Nacht, als ich ihn kontrollierte. Er kam dort nämlich gerade von einem andern Einbruch, bei dem er zufällig nur einige wenige Franken erbeutet hatte